Bernadette Waschnig-Gössinger

„Schau durch jedes Fenster – bleib neugierig!“

Geboren auf einem Bauernhof in Weitensfeld bei Liebensfels, im Sternzeichen Zwilling am 11. oder 12. Juni. Ich habe immer den 11. Juni angegeben und als ich meinen Mann, der Standesbeamter war, geheiratet habe, hat er festgestellt, dass ich laut Geburtenbuch am 12. Juni geboren wurde. Es war eine Hausgeburt gewesen und die Hebamme hatte es anscheinend nicht so genau genommen. Und jetzt zieht es sich so durch mein Leben, dieses „Doppelding“: Ich weiß nicht, wann ich Geburtstag habe.

Ich bin die Älteste von drei ehelichen Kindern, aber ich habe noch eine Halbschwester, die acht Jahre älter ist als ich. Ottilie hat die Mutter in die Ehe mitgebracht und sie war meine große Schwester – mein Vorbild. Ein Jahr nach mir ist mein Bruder Franz gekommen und vier Jahre später die Antonia – die kleine Antonia.

Ich war eher ein „Plärrenke“ und habe mir früh schon über alles Gedanken gemacht. Ich habe die Landwirtschaft nicht „vertragen“, die Katzen nicht, die Kälber nicht, denn ich bekam bei jedem Kontakt Krätzen. Die Ehe der Eltern, die war ... Der Vater war sicher ein Feminist, weil er hat gekocht, und Mutter war stolze Bäuerin. Beide haben sich nur zweimal gesehen, bevor sie geheiratet haben. Der Vater war acht Jahre älter, die Mutter wurde 1924 geboren, hat die Kriegszeit in St. Urban erlebt. Vater war im Krieg und ist gebrochen zurückgekommen. Aber er war ein guter Vater. Die Mutter war natürlich überfordert. Sie hat immer mit ihm draußen gearbeitet und er hat ganz gerne drinnen Germteig gemacht und uns „Farfalan“ gekocht. Er ist gestorben, als ich 16 war, Antonia war 12, mein Bruder 15. Und von da an hat die Mutter mit dem Bruder den Hof geführt. Ich muss sagen, das war eine ganz starke Frau.

Ich hatte sehr viel Angst in meiner Kindheit und mir ist erst viel später klargeworden, warum. Mein Vater hatte Freunde, die sind auf Besuch gekommen und haben Most getrunken und haben vom Krieg gesprochen. Sie erzählten von furchtbaren Gräueltaten. Gewalttaten durch und an den Partisanen, vom Massaker am Peršmanhof usw.; und das alles ängstigte mich. Antonia hatte vier Jahre später eine ganz andere Kindheit.

Als ich jung war, hat meine Mutter – als meine Freundinnen geheiratet haben – immer gesagt, ich solle sparen, und ich habe gesagt: „Ich werde nie heiraten, ich brauche keinen! Ich brauche nur einen Raum und meine Bücher ...“ Wenn ich heute etwas ändern will, sagt mein Mann: „Du brauchst ja nur einen Raum und deine Bücher, sonst brauchst du ja nichts.“ Heiraten war nie eine Option; ich bin auch eine „geborene Feministin“ und ich war sehr radikal. Ich war natürlich von der ersten Stunde an „Emma“-Leserin.

Ich habe einen 42-jährigen Sohn, der sagt: „Mama, ich bin mit Erika Pluhar, Konstantin Wecker und Alice Schwarzer aufgewachsen, und das hat mein Verhältnis zu Frauen gestört.“ Ich habe das Haus geputzt und den Wecker und den Hermann van Veen eingeschaltet und ein Bier dazu getrunken, denn gern habe ich den Hausputz nicht gehabt. Meine Tochter – sie ist ein Jahr älter als mein Sohn – hat das alles ja nicht interessiert, aber der Sohn hat viel mehr gefragt. Die Tochter ist eher so mit sich selbst fertig geworden, sie ist keine Feministin. Sie hat keine guten Erinnerungen an meine Freundinnen, an die Feministinnen, die alle auf Besuch gekommen sind; das waren für sie „alles blöde Weiber“ (lacht). Die sind von Klagenfurt gekommen und waren auch so im Künstlermilieu unterwegs. Nachdem ich nur die Hauptschule und eine Lehre habe, wollte ich mich immer mit studierten Leuten und Leuten mit Matura umgeben. Sie sind dann einen ganzen Tag heraufgekommen. Die Kinder waren klein und die Freundinnen haben sich von mir bedienen lassen. So viel zur Gleichberechtigung und weiblichen Solidarität. Sie waren mir damals wichtig und ich wollte den Anschluss nicht verlieren, und damals war ich eben bei den Kindern zuhause.

Mit Männern beim Stammtisch, mit denen kann ich reden und die hören zu. Die mir in den Rücken gefallen sind, das waren immer die Frauen, leider Gottes. Eine Zeit lang habe ich mir gedacht, die Welt wäre schöner ohne Männer; und inzwischen sind sie mir wurscht. Und die jungen Männer, muss ich sagen, die tun mir einfach schon leid. Und dann gibt es die anderen, die Radikalen, mit denen ich nichts zu tun haben will. À la Kickl. Die werden stark, überall. Deswegen ist für mich Gendern eben kein Thema, wenn ich lese, was Frauen in Afghanistan und in Kriegsgebieten mitmachen. Ich hab das ja für unmöglich gehalten, weil ich immer gedacht habe, das ist alles nur Bewusstsein. Man muss sich mit der Sache beschäftigen und dann gescheit werden. Als der Jugoslawienkrieg ausgebrochen ist, da waren Vergewaltigungen von Frauen Teil der Kriegsführung.

Was ich immer gesehen habe in den 1960ern war, wenn Frauen heiraten, Kinder kriegen, Haus bauen, dann haben sie keine ordentlichen Schuhe mehr, werden dick, sind mit den Kindern überfordert. Das war für mich nie ein Ziel – Kinder kriegen und ein Haus bauen und einen Mann finden. Meine Idee war immer: Ich muss in die weite Welt. Rom und Paris sind gerade richtig, weil wir haben immer „Die Bunte“ aus St. Veit bekommen und da habe ich die schönen Wohnungen gesehen. Badezimmer! Wir hatten nur Fließwasser, kein Badezimmer in den 60er-Jahren. Und ich wollte zum Zirkus, beweglich war ich. Als einmal ein Zirkus da war, sind wir mit den Eltern nach St. Veit gefahren. Ich war acht oder neun Jahre alt und mein Vater hat gesagt: „Jetzt gehen wir zum Zirkusdirektor und fragen ihn, ob er dich mitnimmt.“ Dann habe ich gesagt: „Bitte, warten wir noch ein Jahr!“

Mädchen haben brav zu sein, die kann man heiraten und mit den anderen kann man Sex haben. Das ist mir so schnell klar geworden. Ist ein Mädchen, das einmal Ja gesagt hat, dann nichts mehr wert? So etwas Blödes. Ich habe die sexuelle Freizügigkeit komplett falsch verstanden; ich war natürlich auch nur Opfer, aber das ist Schnee von gestern. Und dann ist mir 1972 Peter Handkes „Wunschloses Unglück“ in die Hände gefallen. Ich habe „Wunschloses Unglück“ gelesen und das war ein Aha-Erlebnis. Ich war nun der Meinung, jede Frau, die dieses Buch liest, muss sich mit 50 Jahren umbringen. Die Mutter hat zugehört. Sie hat es selbst nicht gelesen, aber sie hat gesehen, wie mich „Wunschloses Unglück“ verstört. Sie hat das Buch der Frau des Tierarztes gegeben und gemeint, sie soll es lesen, „weil ich so damisch bin“. Diese Frau war Mitte 50 und sie hat es tatsächlich gelesen – war sogar eine Wienerin – und die hat gesagt: „Ja, es ist halt ein Frauenschicksal. Aber es ist kein Grund, dass sich deshalb alle Frauen umbringen.“

Später habe ich eine weitere Ausbildung zur Heilmasseurin gemacht und habe beim Dr. Reichel in Klagenfurt gearbeitet. Elektrotherapie. Und wieder Autodidaktin; habe Heilgymnastik gemacht und mich geschickt angestellt, aber für einen zweiten Bildungsweg war ich zu bequem; ich habe in der Praxis gelebt. Dann ist der Feminismus gekommen. Davor bin ich 1972 oder 1973 auf die Bachmann gestoßen und habe sie auf und ab gelesen. Ich habe von der Wiener Autonomen Frauengruppe gehört und dann habe ich in Wien angerufen und gefragt, ob es so etwas auch in Klagenfurt gibt. Sie haben mir eine Nummer gegeben, ich habe dort angerufen und bin so zu den autonomen Frauen gestoßen. Und dann bin ich halt zu den Künstlern und Künstlerinnen gekommen und ihr Leben hat mich immer beeindruckt. Ich war für die autonomen Frauen wirklich ihr Vorzeigeopfer, ich habe einen Beruf gehabt, in dem ich unterbezahlt war. Ich hatte keine sichere Position, die anderen waren angestellte Lehrerinnen. Mit mir haben sie eine Freude gehabt und haben mich aufgepäppelt, als ich Depressionen hatte. Es war eine schöne Zeit. Was ich bei den Frauen schnell bemerkt habe: Sie waren zu viel auf Theorie konzentriert und zu kleinbürgerlich. Die Männer und die Kinder haben schon eine sehr große Rolle gespielt in deren Leben. Und die Frauen haben sich trotzdem verbogen. Also: So autonom, wie wir getan haben, waren wir nicht. In diese Zeit fiel auch die Frauenhausgründung, da bin ich überall dabei gewesen. Ich habe aber gesehen, dass ich beruflich nicht weiterkomme, vor allem finanziell nicht. Zwischendurch bin ich ein Jahr in Honduras in Mittelamerika gewesen, da bin ich in die „weite Welt“ gegangen. Als ich zurückkam, war ich 23, 24 Jahre alt und habe gedacht, mit meinen Berufen – Drogistin und Arzthelferin – komme ich zu keiner Existenz. Ich habe Stabilität gesucht. Auf dem Burgfest oben in Liebenfels habe ich mit meinem späteren Mann was getrunken. Er war lustig. Ich habe ihm gefallen, aber er ist mir halt zuerst jenseits von Gut und Böse vorgekommen. Aber je länger ich ihn kannte, desto mehr Qualitäten habe ich entdeckt. Dieses „Ausprobieren“, das ich vorher erlebt habe, das war nicht sein Thema. Er wollte

zuerst den Menschen kennenlernen und dann erst das andere, und so hat es bei uns wirklich lange gedauert. Das hat mir schon gutgetan und meine Seele geheilt.

Als meine Tochter sechs Jahre alt war, habe ich von der Waldorfpädagogik gehört. Während ich in Mittelamerika war, hat sich in Liebenfels die Sozialtherapeutische Werk- und Wohnstätte zur Betreuung behinderter Menschen angesiedelt. Das hat mich interessiert und als ich dann Kinder bekommen habe, war diese Einrichtung schon ein paar Jahre hier. Da gab es Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die mit ihren Kindern gemeinsam mit den behinderten Menschen gelebt haben. Das Gehalt war kein fixes Gehalt, sondern es gab eine Gemeinschaftskasse; jeder nimmt das, was er braucht. Die alternative Lebensweise ... das ist mir alles so entgegengekommen. Getreideküche: jeden Tag ein anderes Getreide und nur einmal in der Woche Fleisch. Die Weberei, Kunst ... Ich habe dann ein paar andere junge Mütter motiviert, eine Spielgruppe zu machen. Dann sind wir dort hingegangen, weil die auch kleine Kinder gehabt haben. Und so bin ich eigentlich seit 37 Jahren zutiefst mit Camphill verbunden. Aber ich bin bald dahintergekommen, dass das Frauenbild der Anthroposophie ziemlich altväterisch ist. Dieser Kult um den Rudolf Steiner und die Biographie von Rudolf Steiner: Er hat ja von vielen privilegierten Frauen Geld bekommen. Und weil er gesagt hat, man soll sich lila anziehen, laufen heute noch viele lila herum. Mit denen war ich dann auch bald fertig. Für die Persönlichkeitsentwicklung bin ich Camphill schon dankbar – und die betreuten Menschen sind für mich wie Geschwister.

Wenn ich heute jung wäre ... also als Lebensentwurf wäre es immer noch nicht die Ehe und das Kinderkriegen, sondern Macht wäre mir lieber. Politische Macht, wirtschaftliche Macht – das brauchen Frauen. Die selbstbewusste, alte Frau, die eine Zufriedenheit hat, die finde ich am meisten bei den Bäuerinnen. Deswegen tue ich mir mit Frauen jetzt fast schon wieder schwer: Es gibt ja so viele; heute stirbt man ja nicht mehr so wie beim Peter Handke an Unterleibskrebs mit 55 Jahren – diese überfüllten Heime, Rollator, die hängenden Jogginghosen oder die Verbitterung der Frauen, was das Leben ihnen schuldig geblieben ist.

Da habe ich heute schon eine Freude: Mir ist das Leben nichts schuldig geblieben. Ich habe es mir nach meinen Möglichkeiten gestaltet und kann es mir noch immer gestalten. Es war halt auch Glück dabei. Mein Mann geht mir oft so auf die Nerven, wenn er mir in der Früh die Welt erklärt wegen dem Ukraine-Krieg oder weil er sich viel mit der Bibel beschäftigt, mit mir darüber reden will. Ich schimpfe dann: „Dann hätte ich Theologie studiert, wenn mich das so interessieren würde.“ Aber im Grunde denke ich im Alltag, was das für ein toller Mensch ist. Zumindest ist er nicht eine zusätzliche Belästigung für mein Leben. Er ist nicht kompliziert – und ich funktioniere ja auch brav. Ich backe Kuchen ...

Viele Camphill-Bewohner haben kein Elternhaus gehabt, sind aus Heimen gekommen und haben einen Erwachsenenvertreter gebraucht. Für vier davon hat mein Mann diese Aufgabe übernommen. Eine, Frau Christine, ist eine jetzt 60-jährige Frau, die immer wieder an Wochenenden, in den Ferien und zu Silvester bei uns ist. Ich begleite sie bei Urlaubsreisen und gehe mit ihnen einkaufen. Und mit Markus war ich schon bei den „Special Olympics“ in Shanghai. Markus war damals ein junger Bursche um die 20 und ist ein richtiges Lauftalent. Um Markus habe ich mich dann besonders gekümmert und wurde seine Managerin. Vor vier Jahren ist er seinen ersten Halbmarathon gelaufen und er läuft jetzt bei vielen Großveranstaltungen mit.

Als ich in Pension gegangen bin, habe ich doch die Krise bekommen, da war ich 60. Ich habe mir gedacht: Was werde ich jetzt machen? Dann bin ich zum Stammtisch ins Gasthaus gegangen, und dort mussten alle Männer zuhören, wie furchtbar es ist, 60 zu werden. Sie wollten mich trösten und einer hat gesagt: „Du siehst ja gar nicht aus wie 60!“ Und ich habe darauf bestanden: „Ich will aussehen wie 60!“ Dann habe ich angefangen zu rauchen, dabei war ich immer so eine Gegnerin.

Eine Vision habe ich schon immer gehabt: Schriftstellerin werden, unverheiratet. Später ist mir das Bild von Patricia Highsmith eingefallen, mit langen Haaren, ein bisschen verwahrlost. Aber Erfolg muss man haben, dann kann man auch verwahrlost sein. Dann kann man auch trinken, dann kann man alles, aber du musst Erfolg haben, weil sonst ist man nur tragisch.

Was ich noch suche? Etwas, wo ich Zeit und Raum vergessen kann, etwas, das mich wegbringen würde. Erstens lese ich zu viel. In St. Veit bin ich in der Bücherei Erstleserin und die Stunden, die ich am Sofa liege und lese, die sind schon zu viel; obwohl, ich gehe, ich tue, ich fahre fort, ich habe Kontakte. Das Haus, der Garten. Jetzt bete ich in der Nacht Rosenkranz und das beruhigt mich so. Das ist wie Meditation. Aber manchmal bekomme ich beim Ave Maria schon Bauchweh.

In Bezug auf die Zukunft bin ich ratlos. Das geht wahrscheinlich vielen so. Ich bin ausgesprochen gesund, das mit dem Reisen ist kein Thema mehr, da geht es mir wirklich um die Umwelt. Kärnten ist so schön. Wien fahren und das reicht mir schon. Ich fühle mich privat auf der einen Seite wirklich angekommen. Das ist es. Mir fehlt aber etwas, in das ich mich vertiefen kann, also etwas, das mich stundenlang wegführt. Ich kann nicht zeichnen, ich kann nicht singen. Schreiben ist das, was noch am ehesten gehen würde. Aber muss das sein? Es schreibt eh schon die ganze Welt. Ich mag diese „heile Welt“ und das Schönreden nicht.